

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 62 (1958-1959)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Fliegen  
**Autor:** Schibli, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-663302>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

stere, düstere Kellergewölbe, wo im Mittelalter auf grausame und plumpe Art gefoltert wurde, um Geständnisse zu erpressen. Wir sehen alle die Dauenquetscher und Gewichte, die den an den Knöcheln Baumelnden an die Füsse gehängt wurden. Wir begegnen Erkern, die so klein waren, dass der Gefangene weder darin sitzen, noch aufrecht stehen konnte und wir wissen nach dem Besuch des Wachsfigurenkabinetts in London, wie jene Kerker aussahen, in die ein politischer oder Schwerverbrecher verbannt wurde, wenn man ihn in engem Käfig jedem Wetter auf einem Turm oder auf einem hohen Haus aussetzte, um den Gefangenen dort langsam verdursten und verhungern zu lassen. Es genügte der Gründerin des Wachsfigurenkabinetts in London nicht, den Kerker auf dem Dach allein zu zeigen. Sie illustrierte so realistisch wie möglich auch den bleichen, schon halb verhungerten Menschen darin, der sehnsüchtig herunterschaut in die Gassen, herunter zu uns, auf das blühende, fröhliche Leben. —

Und plötzlich wissen wir, dass unsere Zeit doch besser ist, so lange als wir im freien Westen leben dürfen und wir wissen plötzlich mehr instinktiv als bewusst, dass wir es gut haben und dass wir für die Freiheit dankbar sein wollen, die uns umgibt, vielleicht *noch* umgibt. — Das Grauen kann sich beim Besuch des Londoner Wachsfigurenkabinetts richtig in unseren Knochen festsetzen. So aufdringlich realistisch sind unsere Museen nun doch nicht. Sie wollen nicht das Gruseln lernen, sondern zeigen uns viel Kunst und Schmuck, viel Gediegenes aus alter Zeit und sehr viel Beschauliches und Edles. Denken wir nur an die wunderschönen Zinnkannen aus alten Zeiten, an Vasen und Gefässe überhaupt. Und wie freuen sich unsere Frauen, wenn sie glitzernden Schmuck in gut bewachten Vitrinen bewundern dürfen. Und der stille Liebhaber freut sich vielleicht über die gemalten Delphine auf den Mosaiksteinchen eines römischen Bades, das irgendwo in Helvetien ausgegraben wurde. Und wie stolz sind wir Eidgenossen auf unsere Vergangenheit! Die Kelten und ihre feine Kunst, die in Schaffhausen kürzlich einem breiten Publikum zur Verfügung stand, ist ganz besonders wert, aufmerksam gewürdigt zu werden. Eine in der Schweiz längst untergegangene Kultur eines stolzen, eigenwilligen und kühnen Volkes, das gepflegtere Sitten und Gebräuche kannte als später die germanischen Alemannen, spricht zu uns Nachfahren und wir hören diese unaufdringliche Sprache gerne.

Das Museum vermittelt uns doch das und jenes, auch den Temperamentvollen und Unsteten unter uns, die sich durch die Leinwand längst daran gewöhnt haben, in wenigen Minuten Abstecher in alle Ecken und Enden der Welt zu machen. Auch das ist schön und wundervoll. Wir wissen vielleicht viel zu wenig, wie gut wir es eigentlich haben. Der eine Genuss braucht aber den andern nicht auszuschliessen und die November- und Dezembertage locken doch hie und da zu einem Gang in das eine oder andere Museum. P. H.

*Emil Schibli*

## F L I E G E N

Nein, keine mit sechs behaarten Beinen, sondern fliegen. Ich fliege, du fliegst, wir fliegen. Ich war eben dabei, an einer Satzfolge für eine Bubengeschichte zu bauen, als die Telephonglocke schrillte.

«Ja— Schibli.»

Auf der andern Seite der Verbindung befand sich ein sozusagen temporärer Mäzen, ein Geschäftsmann und Kunstfreund, welcher, wie sich aus dem Adjektiv merken lässt, zwar nicht für meinen Unterhalt sorgt (was auch gar nicht nötig ist), aber immer wieder reizende Einfälle hat, für die ich ihm, wenn auch nicht demütig, so doch herzlich dankbar bin. Diesmal fragte er mich, ob ich und meine Frau für ein Flügli frei wären.

«Wann?» fragte ich.

«Jetzt», wurde mir geantwortet. «Ich habe Sie beide in Grenchen bereits angemeldet.»

«Gut», sagte ich. «In Ordnung. Herzlichen Dank!»

Ich konnte so reden, weil ich als ausgedienter Schulmeister nun Herr über meine Zeit bin und mich auch mit dem Unerwarteten arrangieren kann, ohne irgend jemanden um Erlaubnis bitten zu müssen. Das ist, nebenbei erwähnt, eine grossartige Sache und durch nichts anderes aufzuwiegen, insofern man weiss, was man mit seiner Zeit anfangen will. Ich weiss es.

Eine halbe Stunde später befanden wir uns auf dem Flugplatz. Ein wenig bedrückt, ehrlich gestanden. Es ist für jedermann, der nur selten und ausserdem in verhältnismässig kleinen Maschinen fliegt, irgendwie immer noch eine brenzlige Angelegenheit, auch wenn sich dieser Jemand nichts anmerken lässt. Auf jeden Fall reagiert er gefühlsmässig anders, als wenn er in einen Eisenbahnwagen oder in ein Auto steigt. Obwohl das Autofahren heute hundertmal gefährlicher ist als das Fliegen. Uebrigens handelt es sich nur um ein Vorgefühl, das verschwindet, sobald man mit dem Piloten in der Kabine sitzt.

So ging es uns, meiner Frau und mir, auch diesmal wieder. Alles Zagen und heimliche Zittern war wie ausgelöscht oder weggewischt. Während der Motor warm lief (ich sass hinten, meine Frau neben dem Piloten) begann ich zu pfeifen. Nicht aus Angst, wie Kinder in einem nächtlichen Walde, sondern zum Vergnügen.

Dann rollte unser Adler oder Kondor, der sich von Benzin und Flugtaxen nährt und nicht zu morden braucht, ratternd über die Graspiste. Und schon erhob er sich in die Luft. Die Landschaft begann sich abzurollen wie ein Film.

Wir wohnen hier in einer industrialisierten Gegend. Die Fabriken dominieren. Deshalb ist man immer wieder erstaunt, von oben her zu sehen, wie viele Aecker es trotzdem noch gibt. Da lagen sie unter uns, zierlich gefächert, in einer Skala vom hellsten bis zum dunkelsten Grün. Hübsch! Und die Häuschen! Wie Puppenspielzeug! Und die Fabriken, aus welchen unsere Uhren in alle Welt hinausgesandt werden (auch sie fliegen heute!), wie Kartonschachteln. Und die Strassen und Strässchen wie ausgespannte Schnüre.

Dies eben macht ja die Verzauberung des Fliegens aus: die Erde da unten, mit allem was dazu gehört, samt National- und Verwaltungsräten, verliert, je höher wir steigen, an Wichtigkeit. Was wird zum Beispiel aus einer Bank? Ein Klötzchen aus einem Baukasten! Und alles zusammen was uns aufgetischt wird: Wälder, Flüsse, Hügel, Dörfer und Städte, ein Augenschmaus. Nichts mehr und nichts weniger. Dies ungefähr waren meine Empfindungen und Gedanken, während wir über dem Mittellande hinfliegen: über Biel, den See entlang und zwischen Neuenburger und Murtensee ins Freiburgische.

Ein neuer, heroischer Akt begann, als unsere Maschine die Nase drehte und die Voralpen ansteuerte. Je näher wir der Felsformation kamen,

um so mehr verlor sich das Liebliche, um das Gigantische hervortreten zu lassen. Im Westen, Richtung Genfersee, lag ein goldener Dunst, überschwebt von kleinen geballten Wolken, wie Hodler sie auf seinen Genferseebildern gemalt hat.

Es war Föhnwetter und Abend. Die Sonne begann sich gegen den Horizont zu neigen und entzündete zwischen grauem, schwefelgelbem und violetterem, vom Winde zerfetztem Gewölk ein grandios schreckhaftes, an Weltuntergang gemahnendes Feuer.

Wir überflogen jetzt das Greyerzerland. Stiegen auf 2000 Meter. Ueberquerten die Schweinsberge. Unten lag der Schwarzsee. Ueber der Kaiseregg stand der Höhenmesser auf 2500 und bald danach waren es 3000 Meter.

Die Voralpen und Alpen. Ja, nun standen sie da, ein mächtiger Heerbann. Vorn die kleinen Edelleute und hinten, vom Wetterhorn bis zum Montblanc der Hoch- und Uradel, Herren und Damen aus den vornehmsten Geschlechtern, mit ihren strengen Gesichtern aus Fels und Firn. Es war ein Anblick von übermenschlicher Grösse und ich sah, wie meine Frau beständig den Kopf schüttelte, als wäre ihr's unmöglich, soviel Erhabenheit auf einmal zu fassen.

Ueber dem Niesen drehte der Pilot eine Ehrenrunde zum Abschied. Und dann begann unser Maschinenvogel langsam zu fallen. Wie auf einem früheren Fluge hörte ich auch diesmal wieder die zauberhafte Musik eines unsichtbaren Orchesters; Motive, die sich wie in einer Sinfonie wiederholten, so dass ich sie mitsummen konnte. Schade, dass ich nicht komponieren kann!

Wir flogen jetzt mit dem Wind im Rücken. Schon lag, kaum noch sichtbar in der Dämmerung, Bern unter dem linken und Burgdorf unter dem rechten Flügel. Die Emme, mit ihren trockenen Kiesbänken, sah aus wie eine getupfte Schlange.

Solothurn zündete zuerst ein paar und dann immer mehr Lichter an, rote, grüne, gelbe und blaue. Das gleiche geschah in Grenchen, und am Ende sahen beide Orte aus wie riesige Schmuckstücke aus Similisteinen.

Aber da flogen wir schon dicht über einen Aarebogen hinweg, und zwei oder drei Minuten später krochen wir, als das Organische und Be-seelte, aus dem Mechanischen und Toten heraus. Was mich dann freilich nicht daran hinderte, unserem künstlichen Vogel mit meiner Hand zärtlich über einen Flügel zu streichen und ihm zuzu-

lächeln, bevor er, als zuletzt Heimgekehrter, in den Hangar geschoben wurde.

Irgendwie besteht eben doch eine Verwandtschaft und geheimnisvolle Beziehung zwischen den leblosen Dingen und uns. Denn auch das Mechanische ist Empfängnis und Schöpfung, und wird beseelt, sobald wir es lieben.

*Hermann Hiltbrunner*

## O K T O B E R

Oktober — das heisst Abschiednehmen in jeder Form. Dort steht der Birnbaum in einer Farbenpracht, die selbst diejenige des Frühlings weit übertrifft. Dieses Karmesinrot ist Glut, entzündet an welcher Glut? Und dort steht ein anderer andersfarben. Sein Rot ist gleich der Farbe des flammenddurchschossenen Qualms, gleich der Farbe des Rauchs von herbstlichen Hirtenfeuern, durch den die schon tiefstehende Sonne scheint. Und dort, ein anderes Feuer auf entblösster Erde, auf offener, nicht von Grün verkleideter Erde — ein Feuer, in gehäuften Kartoffelkraut schwelend. Kein Wind biegt seine Rauchsäule zur Fahne, und doch sinkt dieser Rauch wieder zur Erde und lagert sich über dem Acker und riecht nach Urzeit.

Und all dieses rote Laub beginnt zu fallen. Es nimmt Abschied von seinem Erzeuger und bettet sich über den Umkreis seiner Wurzeln, als wollte es zu ihm zurückkehren, als wollte es ihm weiterhin dienen. Und gewiss, es wird ihm auch dienen.

Wir kehren zurück; der Waldrand mit seinen Oktoberbeeren stimmte uns nachdenklich, der Wald selbst mit seiner Buntheit auf dem dunklen Grund der Fichten stimmte uns weich. Jetzt aber kommen wir ins Dorf zurück und gehen den Gärten entlang und halten nach dem Stand der Blumen Ausschau. Wie wenig da noch blüht und wie krankeregnet die Stauden sind! Das haben die sauren, nasskalten September- und ersten Oktobertage getan. Nur die Dahlien und Zinnien haben sich zu neuen Blüten entschlossen. Und die Kapuziner,

über die aller Regen spurlos abgleitete, sie blühen weiter. Späte Rosen, wir sehen sie wohl — aber sie machen uns nicht jubeln. Sie rufen uns melancholische Lieder in Erinnerung. Und bald wird ein erster Reif die letzten Blumen töten, das Laub wird schwallweise fallen, nur die Chrysanthemen, die Winterastern werden ihn blühend überdauern!

Ach, wir kennen das alles längst, wir haben es bald vierzig, fünfzig Jahre beobachtet: Ernte des Obstes, Ernte der Trauben, Färbung des Laubes, Oktoberglanz des Waldes, Scharung der Zugvögel, Feuer auf den Feldern, Feuchte auf den Wiesen, Vieh auf der Weide und Geläute überall, Morgen- und Abendklarheit, Mittagsmilde und nächtliche Kühle, Höhle des Hauses und Traulichkeit der Stube und vor den Fenstern Sommers letzte Rose — wir wissen es, wir kennen es — — aber es bewegt uns doch. Und wer unwirsch ausruft: bleibt mir weg mit dieser Sentimentalität — er kämpft vielleicht am aussichtslosesten gegen sie.

Denn wir wandeln mit dem Jahr, und wir gehen mit der Natur. Ihre Aufschwünge sind unsere Aufschwünge, ihre Stillstände unsere Stillstände. Die Natur im Laufe des Jahres: sie erhebt sich, blüht und bringt Frucht, sie erleidet Beschleunigungen und Verzögerungen, Lösungen und Hemmungen, Erregungen und Herabstimmungen — und alles dieses spiegelt sich wider in unserem eigenen Dasein. Und es ist gut so, es ist gut, zu wissen, dass wir nicht ausserhalb sind, dass wir uns gar nicht von der Natur ausnehmen, wir uns keineswegs ausser sie stellen können.

Und das Jahr neigt sich, die Natur neigt sich, alles neigt sich. Es neigt sich die Frucht und das Laub — und dieses Neigen ist Abschiednehmen. Alles Neigen bedeutet Ernte und alles Ernten Abschiednehmen.

«Der Nebel steigt, es fällt das Laub.» Es fällt, aber es fällt in Farben. Und es fällt nicht ins Leere. Die Erde empfängt alles wieder, was sie schenkt. Sie nimmt alles wieder, was sie gibt. Ist sie grausam dadurch, ist sie selbstsüchtig? Sie ist es nicht, sie ist unser aller Mutter, und dass wir zu unserem Ausgang zurückkehren, dass wir münden in das Meer, das die Quelle aller Quellen ist, in die Erde, die der Schoss aller Schosse ist — das ist unser heilig zu sprechendes Schicksal.

Wir nehmen Abschied im grossen Sichneigen aller Dinge, Abschied von Licht und Sonne, Abschied von Wachsen und Frucht. Die Ernte ist eingebracht. Dem Himmel sei Dank.

(Aus «Der Mensch und das Jahr»)